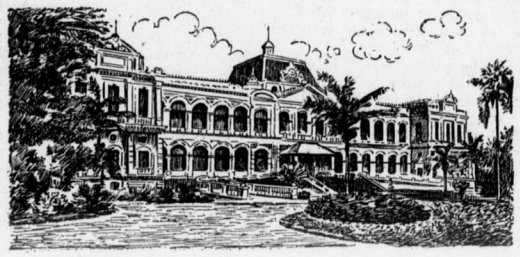
Unter den Anamiten.

Von Albert Kaiser.

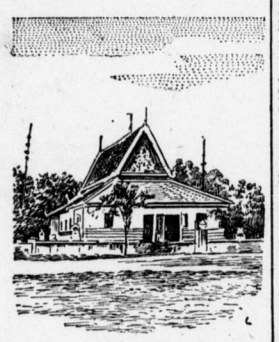
Als wir in Kobe die Anker lichteten, glaubten wir, Hongkong und Singapore anlaufend, eine schnelle Heimreise zu haben. In Hongkong erfuhren wir aber, daß wir nach Saigon verchartert seien, hier Reis nehmen und diesen in Bordeaux wieder löschen sollten.

„Eine Ewigkeit“, grollte der Kapitän, „werden wir in Saigon liegen; jeder Sack, den wir laden, muß über die Wagschale“. „Das ist famos, Kapitän, da lernt man wenigstens Saigon kennen“, erwiderte ich ihm. Was des einen Freud', ist des anderen Leid!

Den Tag, an dem wir Saigon anlaufen, findet eine peinliche Untersuchung sämtlicher Räume des Schiffes nach Opium statt. In Saigon ist ein hoher Zoll auf Opium gesetzt, und jedes Schiff, an dessen Bord man Opium findet, wird mit riesigen Strafen belegt. Vor kurzem erst sind zwei Kapitäne mit 15,000 und 9,000 Dollar Strafe belegt worden. Allerdings hat es mit diesem „Finden“ eine eigene Bewandtnis, und der eine der betroffenen Kapitäne, der mit uns zusammen in Saigon lag, erzählte den Hergang des Vorfalls folgendermaßen: „Das Opium ist in französisch Indo-China monopolisiert. Wird Opium an Bord von Schiffen entdeckt, so muß der Kapitän 15,000 Dollar Strafe zahlen. Die Hälfte davon erhält die Regierung, ein Viertel der Entdecker und ein Viertel die Zollosfiziere. Ich war im Begriff, Saigon zu verlassen, als Zollbeamte kamen und revidierten. Es fand sich Opium, und ich mußte 15,000 Dollar bezahlen.



Das Gouvernements-Gebäude in Saigon.



Das alte Königsgrab in Pnom Penh.

Da ich nun überzeugt war, daß ich kein Opium an Bord gehabt hatte, mußte es in Saigon an Bord gebracht worden sein. Es gelang mir auch, den Betreffenden, der es auf das Schiff gebracht hatte, herauszubekommen. Er hat selbst zugestanden, zu dem Betruge angeleitet worden zu sein. Ich machte dem Konsulate Meldung, trotz aller Untersuchungen und Verhöre aber habe ich mein Geld bis heute noch nicht wieder.“

Wir hielten also eine genaue Untersuchung ab. Sie ergab einige kleine Büchsen Opium, die einem Opium rauchenden chinesischen Heizer gehörten. Sie wurden trotz allen Geschreies dem Meere übergeben. Eine handfeste gute Wache mußte gegen Einschmuggelung von Saigon her das Schiff bewahren!

Frühmorgens erblicken wir ein französisches Kriegsschiff, das den Eingang zum Mekong, einem der drei gewaltigen Ströme Indiens (Indos, Ganges, Mekong), bewacht. Ein Lootse kommt an Bord, ein alter zitternder Herr mit charakteristisch französischem Gesichtsschnitt und Henri-quatre. Er ist schon vierzig Jahre in der Kolonie tätig, seine Haut pergamentartig, das Weiße des Auges gelblich gefärbt, er ist, wie er mir klagt, malade du foie: leberkrank. Die meisten, die sich lange in Cochinchina aufhalten, werden leberkrank.

Am Kap, dem Erholungsorte der Europäer Saigons, — auch jetzt sehen wir mit unseren guten Ferngläsern einige Damen und Herren am Strande bummelnd, Muscheln suchend, angelnd — geht es vorbei den Strom hinauf, der in unzähligen Windungen sich dehnt. Das Gelände zu beiden Seiten ist gänzlich eben. Von vielen Nebenflüssen durchzogen, dient es fast ausschließlich dem Reisbau. Am Ufer des Mekong auf den zur Zeit der Ebbe freien Sandbänken sonnt sich hie und da ein riesenhafter Alligator. Sein furchtbares Gebiß aufreißend, blinzelt er träge nach uns herüber. An manchen Stellen wird das Strombett eng, so daß das Gebüsch zu beiden Seiten sich fast am Schiffsrumpf reibt. Sechs Stunden fahren wir schon, immer drückender wird die Hitze, immer schlafter die Glieder. Da tauchen Türme vor uns auf: Saigon ist erreicht.

Unweit des Landungsplatzes der Messagerie-Boote, der französischen Post- und Passagier-Dampfer, gehen wir zu Anker. Zahlreiche Sampans umschwärmen uns. Eigenartig gekleidete Gestalten halten uns Blechmarken mit Nummern entgegen. Die Nummer ihres Sampans, den wir für die Dauer unseres Aufenthaltes hier mieten sollen.

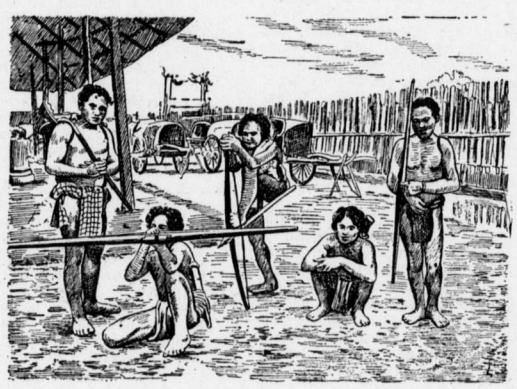
Die einheimischen Anamiten ähneln den Siamesen, mit ihren prononzierten Gesichtszügen, die keineswegs häßlich, teilweise sogar hübsch zu nennen sind. Das billigste Gewand haben die Kinder, nämlich Adams Kostüm. Die Männer Hosen, die Begüterten noch einen talarartigen Oberrock. Die Frauen tragen ein einem langen Nachthemd ähnliches Gewand, einige noch Hosen darunter.

Hinter Cochinchina liegt das Königreich Kambodscha, dessen König unter französischer Oberhoheit steht, dem aber noch viele Selbständigkeit und viele Rechte verblieben sind. Denn sein Volk, die Khmer, die sich die Ureinwohner des Landes zu sein rühmen und über 4000 Jahre hier ansässig zu sein behaupten, sind tapferen kriegerischen Sinnes, und ihr König hat großen Einfluß auf sie.

Eine anamitische Hochzeit in Saigon.

Frankreich stellt sich also gut mit dem Herrscher, hat ihm in der Hauptstadt Pnom Penh einen großartigen Palast gebaut und ein Kriegsschiff geschenkt, das seine Flagge: blau mit rotem Feld, in dem ein weißer Turm, stolz zur Schau trägt.

Wie wir abends die Straßen durchschlendern, sehen wir überall in den zahlreichen Cafés, deren Tische auf der Straße stehen, Gruppen von Franzosen, spielend, rauchend, plaudernd, lebhaft gestikulierend. Saigon mit seinen zirka 70,0000 Einwohnern ist Sitz des Gouverneurs von Indo-China; Sitz auch des Oberbefehlshabers der Truppen und der Marine. Breite und wohlgehaltene Straßen durchziehen die Stadt. Die zwei Boulevards und die Rue Catinat sind die Hauptgeschäftsstraßen der Europäer. Die übrige Stadt bietet ganz den Charakter einer Chinesenstadt. Chinesen und Anamiten bilden auch die Mehrzahl der Einwohner Saigons.



Ureinwohner von Kambodscha.

Das Hauptpostgebäude, das Gouverneurspalais, die Maison de la paix sind schöne, moderne Gebäude. Saigon besitzt auch ein Opernhaus, das mit einem Kostenaufwand von drei Millionen Francs erbaut ist: Geld, bei dem die erwähnten Opiumstrafen eine Rolle spielen sollen. Heißt es doch, daß schon öfter eine Stockung im Bau eingetreten, dann jedesmal ein Opiumschmuggel inszeniert und nach kurzer Zeit der Bau wieder gefördert sei.

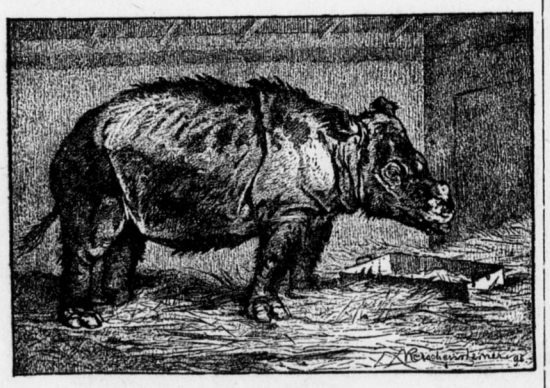
Den Hauptausfuhrartikel bildet Reis, der in den Reismühlen von Cholon, einer mit Saigon durch zwei Eisenbahnen und durch einen Nebenfluß des Mekong in Verbindung stehenden Anamitenstadt, gemahlen wird. Diese Reismühlen, teils in den Händen von Chinesen, liefern 40 bis 70 Prozent jährlichen Reingewinn. Ihr Betrieb ist einfach genug: die Maschinen werden mit den Hülsen des Reises geheizt, einem billigen, als Abfallsprodukt gewonnenen Material. Der Patti, der vom Felde gepflückte Reis, der, den Mekong abwärts geschifft, weit aus dem Innern kommt, wird anfangs auf großen Sieben gereinigt, dann enthülst, nochmals gereinigt und sortiert, poliert, gesiebt, um Bruch zu entfernen dann in Säcke gepackt und verladen. Tag und Nacht arbeiten die Mühlen. Ein steter Staub hüllt die nächste Umgebung ein, lagert sich auf Kleidung und Gesicht, dringt in Mund, Nase und Kehle.

Eines Morgens unternehmen wir bei Tagesgrauen einen Radausflug in das Innere des Landes. Durch herrliche Waldungen, an Niederlassungen von Anamiten vorbei, die, eben erwachend, mit paradiesischer Unschuld ihre Toilette ordnen. Als wir ein größeres Dorf durchfahren, schallt uns ein betäubendes Stimmgewirr entgegen. Die Markthalle ist eben eröffnet, und jung und alt, Frauen und Männer drängen sich, ihren Tagesbedarf einzukaufen. Ein Stück Fisch, eine Handvoll grünes Gemüse sind die tägliche Nahrung, oft gibt's auch nur Reis. Wir machen Halt und mischen uns unter die Käufer, um eine Kokosnuß zu erhandeln, deren kühler Inhalt uns erquickt. Alles weicht uns scheu aus, die Franzosen haben sich in Respekt zu setzen gewußt, wie nirgends anderswo gilt hier der Europäer. Bei Todesstrafe ist es dem Eingeborenen verboten, sich an dem Europäer zu vergreifen, selbst die einheimische Polizei darf nicht Hand an den Weißen legen. Neugestärkt geht es weiter, über mehrere Flüsse auf schön geschwungenen Eisenbrücken. Dann gebietet ein breiter, unüberbrückter Strom Halt. Gleich uns wartet schon eine Gesellschaft Franzosen, die in drei Omnibussen einen Ausflug unternommen hat, auf die Fähre, die uns über den Strom bringt. Drüben empfangen uns zu beiden Seiten der vorzüglichen Wege Kokoswälder, alte Laub- und Nadelhaine. Hie und da begegnen uns die Eingeborenen mit dem Bambus über dem Nacken, an dessen beiden Enden Tragkörbe hängen. In dem einen hockt ein Kind, im anderen sind Früchte, Lebensmittel untergebracht. Eine Schar Kinder — der Kinderreichtum ist hier ein sehr großer — folgt der Mutter. Jedes trägt schon sein Bündel. Ab und zu zieht ein zweiräderiger Karren, von dem einhöckrigen Zebu gezogen, die Straße entlang. Sonst tiefe Ruhe, Waldeseinsamkeit! Gegen acht Uhr haben wir Thu Duc, unser Ziel, erreicht, die Niederlassung eines reichen Anamiten, der augenblicklich verreist ist. Seine Dienerschaft, die einen meiner Begleiter kennt, nimmt uns ehrfurchtsvoll auf. Frisch gelegte und vor unseren Augen im Hühnerstall gesuchte Eier stillen unseren Hunger, nachdem uns ein Bad in dem grünen Kristallwasser einer Quelle erfrischt hat. Nach einer Ruhestunde geht es wieder heim. Heiß scheint die Sonne, die nun schon fast im Zenith steht, auf uns nieder, und wir sind froh, daß wir ohne Sonnenstich nach elf Uhr wieder am Schiff sind. Denn hier ist die liebe Sonne oft ein Feind des Menschen, und mancher Europäer ist schon ihren Strahlen, denen er sich ohne Tropenhelm oder auch mit diesem allzu lange ausgesetzt hat, erlegen.

Auch sonst ist das Klima Saigons recht ungesund, vor allem sind es Dysenterie und Leberkrankheiten, die hier viele Opfer fordern. Das große Hospital von Saigon, mit 500 Betten, ist, wie mir Aerzte desselben bei meinem Besuch dort mitteilten, oft überfüllt und fast ausschließlich mit diesen Kranken belegt. Es ist ein sehr gut eingerichtetes, den modernen Ansprüchen genügendes Krankenhaus, das hohe, luftige Pavillons und große, saubere Erholungsräume für die Rekonvaleszenten mit gesonderten Speiseräumen,

Anamitinnen aus Saigon.

enthält; ausgezeichnete Badeeinrichtungen, ein großes Erfordernis für die Tropen; Isolierhäuser für Pest, Cholera, Pocken- und ein Pasteur-Institut. Das Serum für Impfzwecke nach dem Biß toller Hunde gewinnt der Leiter dieses Instituts, Oberstabsarzt Doktor Simon, ein Elsässer, besonders aus Gehirn und Rückenmark von Kaninchen, da Pferde hier schwer zu haben und zu halten sind. Mit den Resultaten ist er recht zufrieden. Interessante Versuche stellt er mit Schlangen, vorzüglich der so gefährlichen Kopra-Schlange an, um auch hier ein Serum zu finden.



Das behaarte Rhinozeros,

auch Rauhhornashorn genannt, unterscheidet sich von seinen Stammverwandten durch die starke Behaarung am Rücken und am Bauche, die sich auch an den Vorderbeinen fortpflanzt. Diese Spezies des Nashorns bewohnt Hinterindien und ist hauptsächlich auf der Halbinsel Malakka zu finden. Ohren und Rücken sind bei dem jugendlichen Dickhäuter stark behaart, und deutlich gewahrt man zwischen den Augen den Ansatz zu einem zweiten Horne

Venezuela.

Caracas ist die Hauptstadt der „Vereinigten Staaten von Venezuela“, wie der stolze Titel dieses aus den Parteikämpfen, der finanziellen Bedrängnis und neuerdings auch aus den Zusammenstößen mit fremden Nationen nicht herauskommenden Landes lautet. Gegründet wurde die Stadt, welche, geschützt vor rauhen Winden, in einem mit Kaffee- und Fruchtbäumen bestandenen Tale liegt, durch Diego Losado im Jahre 1567. Spanier, Indianer und Neger haben hier ein Mischlingsvolk entstehen lassen, welches alle Untugenden seiner Väter, aber keinen ihrer Vorzüge in sich vereinigt. Auch der Zuwachs an Abenteurern und verzweifelten Existenzen aus Nordamerika und den verschiedensten Ländern Europas hat weder die geistige, noch die sittliche Kraft der Bevölkerung in diesen von der Natur reich bedachten Gebieten gestärkt. Seuchen und Erdbeben haben wiederholt das ganze Land aufs schwerste heimgesucht. Am 29. Oktober 1900 wurden zahlreiche Menschenleben und viele Werte an Baulichkeiten durch heftige Bodenerschütterungen — Venezuela ist von vielen Vulkanen durchzogen — zerstört.

Parlamentsgebäude in Caracas, Venezuela.

Caracas hat etwa 80,000 Einwohner, ist der Sitz der Regierung, des Nationalkongresses, aller fremden Gesandtschaften, einer Universität etc. Deutsche Intelligenz und deutsches Kapital haben in Venezuela viel zur Hebung der Landwirtschaft beigetragen. Interessant ist es übrigens, daß das Land, speziell die Provinz Caracas, früher einmal deutscher Besitz war, allerdings nicht auf lange Zeit: es wurde nämlich von der reichen Patrizierfamilie der Welser in Augsburg, denen es als Pfandobjekt für große Anleihen überlassen worden war, etwa zwanzig Jahre lang unter Aufwendung nicht unbedeutender militärischer und finanzieller Mittel verwaltet, bis das Gebiet von den mächtigen Kaufherren 1546 an Kaiser Karl V. zurückgegeben wurde. In dem Befreiungskampfe von der spanischen Herrschaft tat sich besonders Simon Bolivar, geboren 1783 zu Caracas, hervor. Er war der Befreier („el Libertador“) Südamerikas und wurde der fast unumschränkte Präsident der colombischen Union. Im Jahre 1831 wurde Venezuela selbständig. Bolivar ist in seiner Vaterstadt ein Triumphbogen errichtet worden.

Die Abende sind der Erholung gewidmet. Gegen fünf Uhr macht man sich zu Wagen auf, um eine Tour de l'inspection zu fahren. Tagtäglich findet um diese Zeit ein Rendezvous der guten Gesellschaft statt. Im Zweispänner, mit kleinen aber schnellen Pferden dahinfliegend, geht es auf schöner, breiter Straße durch den botanischen Garten, der mit Zierhäusern und schönen Anlagen eine Sehenswürdigkeit bildet, auf diese „Tour de l'inspection“. Es ist dies eine Art Rundfahrt um die Stadt. Außerhalb des Weichbildes auf breiter Chaussee wird umgewendet, dann geht es in schnellem Rosseslauf zum Diner. Im Garten des Café Catinat speist man vorzüglich, trinkt eisgekühlte Weine und fühlt sich nach des Tages Müh' und Hitze wieder Mensch. Dreiviertel neun Uhr läutet die Glocke des nahen Theaters, zu einer Gala-Vorstellung, die insofern von Interesse war, als alles, was „was ist“, in full dreß erschienen war — und man geht nach den keiblichen zu den geistigen Genüssen über. Es gibt Lustspiele, Opern, Operetten; letztere werden noch am besten gegeben. Die Dekorationen sind mäßig, der Chor auch, die Hauptrollen in den Händen der ersten Kräfte und gesanglich gut, schauspielerisch wenig hervorragend. Mein Nachbar raunt mir allerlei in die Ohren. Von jeder Dame in den Logen den Namen und interessanten Stadtklatsch. Es hier, glaub' ich, noch schlimmer als in Paris.

Nach dem Theater, das, durch lange Pausen unterbrochen, sich stets bis nach zwölf Uhr hinzieht, trifft sich alle Welt noch in den Cafés.

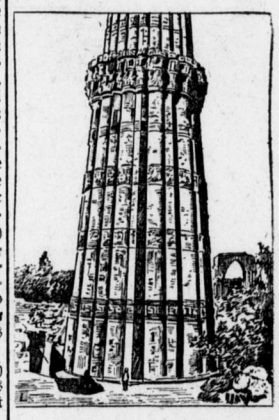
Hat sich nun die Nacht auf die sonnendurchglühte Erde gesenkt, dann hofft man seine Glieder in der jetzt wenigstens erträglichen Temperatur dehnen zu können und einen guten Schlaf zu tun. Aber — „was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche, baut?“ Sü... ü..... ü tönt es von allen Seiten, und bald entdeckt man sich umschwärmt und attackiert von zahllosen Moskitos. Man wirft sich von einer Seite auf die andere — vergebens. Mit ihrem summenden Geräusch: „will dich schon fin... nn... nn nnden“ übersetzt, treiben sie das geplagte Menschenkind zur Verzweiflung. Fast ohne ein Auge geschlossen zu haben, erhebt man sich und erblickt im Spiegel ein von rötlichen Hügelrücken besätes, geschwollenes Gesicht, dick geschwollene, zerbissene Hände und zerkratzte andere Körperteile.

Ja, auch der sonnige Süden hat seine „Schatten“-Seiten!

Drei Wochen fast lagen wir in Saigon. Schöne Tage, die ich hier verlebt habe, unter und teilweise mit dem leichtlebigen, fröhlichen und liebenswürdigen Völkchen der Franzosen, die sich fern ihrer Heimat hier ihr Paris, wie sie Saigon stolz nennen, geschaffen haben: mit Boulevards und Caféleben, mit Theater und Skandalgeschichten! Alles in der Welt aber läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen — fröhlich kehren wir dem Paris des Ostens den Rücken, um heimwärts zu dampfen.

Der Kubt Minar zu Delhi.

Die nebenstehende Abbildung, die wir dem jüngst bei Arnold Bergsträsser Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienenen Werke von Cornelius Gurlitt „Geschichte der Kunst“ entnehmen, stellt den berühmten Kubt Minar, den Turm von Kutab bei Delhi dar. Die Zylinderform des Denkmals ist aus Persien übernommen, wir finden sie in den dem 8. Jahrhundert angehörigen Grabdenkmälern zu Ray, später, nur wenig verändert, in Ardebel und Demgal. In fünf gleichmäßig verjüngten Geschossen, deren Erbauung verschiedenen Zeiten angehört, stieg der Turm einst auf, dessen Spitze eine kleine Kuppel krönte. Zwischen die runden Säulen ist je im Winkel noch eine Halbsäule gelegt, Bänder, mit kufischen Inschriften bedeckt, unterbrechen wohltuend das Einerlei des gewaltig aufstrebenden Baues, ein ringsum laufender Balkon mit eingewölbten Nischen schließt den unteren Teil ab. Ein uraltes babylonisches Motiv scheint sich in dieser fünfgeschossigen Säule zu erneuern. Das Phantom des „Turmbaues zu Babel“ gewinnt greifbare Gestalt.



Der Kubt Minar zu Delhi.

— Bester Beweis. Graf: „Als ich mich um Deine Hand bewarb, glaubte ich bestimmt, eine Frau mit bescheidenen Ansprüchen zu bekommen.“

Gräfin: „Nun, habe ich etwa Deinen Antrag nicht angenommen?“